

28

Paul Parin

Als Zeitzeuge gebraucht

Auch wenn ich über 80 Jahre alt bin, viel gesehen und erlebt habe, war ich nur selten einmal Zeitzeuge. Das ist man nicht, es hängt nicht vom eigenen Willen oder Lebenslauf ab. Dazu wird man gemacht, wenn man als Zeitzeuge verwendbar ist. Diesmal ist es so gekommen:

Im Zürcher «Tages-Anzeiger» hat Claudia Kühner zum Thema Antisemitismus in der Schweiz und die «unbewältigte Vergangenheit in den Jahren 1933-1945» einen maßvoll formulierten Kommentar geschrieben. Darauf bekam die Redaktion eine Flut von Briefen mit antisemitischen Anwürfen. Ich wurde für ein Interview angefragt, das am 8. Januar 1997 erschienen ist, mit dem zutreffenden Titel «Es handelt sich um eine große Heuchelei». Ich habe unter anderem gesagt, daß ich mich über die Reaktionen der offiziellen Schweiz nicht wundere, weil ich seit 57 Jahren hier lebe und diese Mentalität kenne: «...als Hilfsdienstarzt während des Aktivdienstes stellte ich fest, daß etwa drei Viertel der Offiziere nicht Nazis waren, aber einen Sieg Hitlers erwartet und auch gewünscht hätten, von der Mannschaft höchstens ein Viertel. Nach dem Krieg war ich erstaunt, daß die Schweizer Behörden die flinksten Wendehälse waren, die es je gegeben hat. Plötzlich waren sie die besten Alliierten. Alles in allem habe ich die Hoffnung längst aufgegeben, die Schweiz werde die während des Krieges eingenommene Haltung revidieren.

Das Problem ist, daß sich eine politische Moral an der anderen stößt. Es gibt die alte, machiavellistische Moral, die besagt: Gut ist, was meinem Staat nützt. Die andere betrifft Werte wie Gerechtigkeit und Menschenrechte. Verbal hat letztere in der Schweiz zwar immer eine große Rolle gespielt, in der faktischen Politik aber keine größere als anderswo. Bei uns war einfach die Heuchelei größer. Die von Ihnen erwähnten Leserbriefe zeigen ja, daß die moralischen Werte nicht bestritten, aber auch nicht eingehalten werden.»

Zum Zeitzeugen bin ich mehrfach geeignet: Jude, nach der Definition der Nürnberger Rassengesetze sogar 100% , d.h. der Herkunft nach, keiner jüdischen Organisation verpflichtet, der mosaischen Religion und jüdischen Tradition vom Elternhaus her ganz fernstehend; als Schweizerbürger geboren (der Vater wurde etwa 1899 im Tessin eingebürgert). Ich gehöre zu Aktivdienstgeneration, der heute angeblich Unrecht geschieht, weil sie die Schweiz militärisch vor der Hitlerherrschaft bewahrt hätte. Wegen meiner antifaschistischen Gesinnung während der Kriegsjahre, ersichtlich aus der Teilnahme als Freiwilliger an der 1. Chirurgischen Mission der Centrale Sanitaire Suisse bei der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee 1944/45 hätte ich damals ein wacher Beobachter der Politik sein können. Als bewußter Bürger hätte ich meine kritische

Haltung gegenüber der offiziellen Politik der Eidgenossenschaft immer wieder gezeigt. Obwohl ich nie einer Partei angehört habe und keine Rolle in der Schweizer Politik spielte, hätte ich mich zu brennenden Zeitfragen öffentlich geäußert, so zum «Zürcher Manifest» 1968, zur Zürcher Protestbewegung 1980, zur GsoA-Initiative 1989, zur Flüchtlingspolitik usw.

29

Darum will ich einige meiner Erinnerungen an die «dunklen» Jahre unserer Geschichte, wie und wo ich etwas vom Zeitgeschehen wahrgenommen habe, kurz darstellen und zum Schluß einige psychologische Deutungen versuchen.

Ich bin Anfang November 1938, wenige Tage vor dem großen Pogrom in Deutschland (Reichskristallnacht) nach Zürich gekommen, um meine Medizinstudien, die ich in Graz begonnen hatte, fortzusetzen. Mein Bild von der Schweiz war lückenhaft, stammte zum Teil aus dem Pestalozzikalender. Genf und Wallis hatte ich mit 16 kennengelernt. Von Zürich hatte ich eine völlig falsche Vorstellung, nach den Romanen von Ricarda Huch, die diese Stadt idealisiert und verzerrt geschildert hat.

In den ersten Vorlesungen war ich empört über die antisemitischen Auslassungen einiger Professoren. Unter den Hörern waren etwa 25 meist aus Deutschland vertriebene Medizinstudent/inn/en, die ihr Studium in Zürich fortsetzen durften, nachdem sie von ihrer Universität Bologna weggewiesen worden waren. Besonders tat sich der Professor für Ophthalmologie Alfred Vogt hervor: «Da sitzt eine dicke freche Jüdin in der ersten Reihe. Sie soll den Hörsaal verlassen.» Die Kollegin Gergely ging weinend hinaus. Mein Protest half nicht. Ich sprach mit Kollegen Ziegler, dem Vorstand der Klinikerschaft und später mit Dr. Werner Imhoof, dem Sekretär der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Beide zeigten mir ihr Verständnis; so sei es eben, ich müßte mich mit den Tatsachen abfinden.

Mein Eindruck von Zürich war: eine engstirnige provinzielle Stadt, etwa so wie es Franca Magnani in ihrem Buch «Die Familie» geschildert hat; sie war als Kind, Tochter eines italienischen antifaschistischen Emigranten aus Marseille nach Zürich gekommen.

Im Jahr darauf besuchte ich zusammen mit Goldy Matthèy die Landi. Der Landigeist bestätigte unseren Eindruck, daß die offizielle Schweiz sich auf eine vaterländisch-rückwärtsgewandte Position zurückgezogen hatte. Kein Hauch von Fortschritt, keinerlei Kritik und kein Widerstandswille gegen die faschistische Flut ringsum; die Schweiz ein «Gesamtkleinbürger». Ich kam aus dem Osten, hatte mit 16 Hitlers Buch «Mein Kampf» gelesen, wußte, was vom italienischen Faschismus und vom Nationalsozialismus zu halten war. Goldy, die als Freiwillige im Sanitätsdienst der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg gewesen war, kam

nach der Niederlage der Republik aus einem französischen Lager nach Zürich. Nicht nur von der Schweiz dachte sie so wie ich, auch gegenüber den «Linken» hatte sie die gleiche Skepsis wie ich mitgebracht: Unter ihnen gibt es viele verlässliche und mutige Antifaschisten, der stalinistischen KP gegenüber ist jedoch äußerste Zurückhaltung geboten. So konnten wir Augen und Ohren nach allen Seiten offenhalten.

Wie schon früher in Jugoslawien versuchte ich auch in Zürich, jüdischen Flüchtlingen zur Weiterreise zu verhelfen, z. B. «Affidavits» für die

30

USA zu verschaffen. Dadurch wurde ich bald mit vielen Flüchtlingen bekannt. Von ihnen wußte ich, daß ein KZ tödlich sein konnte, schon bevor ich das Buch von Fritz Langhoff «Die Moorsoldaten» gelesen hatte. Welcher Art diese Informationen waren, kann man am Beispiel des jungen jüdischen «linken Sozialisten» Karl Schiffer in seinem Buch «über die Brücke» nachlesen (1). Er war in Graz mit der Familie Matthèy befreundet gewesen und besuchte uns in Zürich, wann immer er einen Urlaub aus dem Flüchtlingslager bekommen konnte. Er war illegal eingereist, in das dem Reich angeschlossene Österreich zurückgestellt worden und durch eine Reihe von Zufällen in die Schweiz gelangt. Der Strom von Informationen von Flüchtlingen riß nicht ab, auch gab es Schweizer/innen, die helfen wollten. Was habe ich in jenen Jahren von der Schweizer Politik gewußt, vermutet und selber wahrgenommen?

Ich wußte, daß bedrohte Flüchtlinge an den Grenzen zurückgewiesen wurden, lange bevor mir etwa im Herbst 1942 klar wurde, daß es den Nazis nun nicht mehr darum ging, die Juden zu vertreiben, sondern sie wie alle anderen «minderwertigen» Slawen, Zigeuner usw. zu vernichten. Ich wußte, daß es das «J» in den Reisepässen jüdischer Flüchtlinge gab und daß dies die Abweisung jüdischer Flüchtlinge erleichterte. Daß diese Brandmarkung auf Initiative der Schweizer Behörden erfolgt war, erfuhr ich erst später.

Besonders empört hat mich, daß den jüdischen Flüchtlingen der Status «politisch Verfolgter» abgesprochen wurde und daß sie, genau wie in den «Nürnberger Gesetzen» der Nazis, von anderen Flüchtlingen abgesondert wurden. Daß die Kosten für ihre Unterbringung die Juden bezahlen mußten, während der Unterhalt anderer Flüchtlinge von der Staatskasse übernommen wurde, erfuhr ich später.

Die «Jüdische Flüchtlingshilfe» war eine besonders tückische Einrichtung. Sie war für alles zuständig, was jüdische Flüchtlinge betraf, hatte aber nicht über sie zu bestimmen. Wenn ich mich einer besonders krassen Ungerechtigkeit annehmen wollte, waren die Internierten gehemmt und baten mich, nichts zu unternehmen, weil sie «unseren Leuten» keine Schwierigkeiten bereiten wollten. Nur auf Umwegen konnte ich als Schweizer an eidg. oder kantonale Behörden

appellieren. Erst viel später wurde mir klar, daß die Einrichtung analog zu den berüchtigten «Judenräten» der Nazis funktionierte.

Die Bedrohung der Schweiz durch das krieglerisch expandierende Hitlerdeutschland schien mir nach dem Ausbruch des Krieges evident. Bald aber war ich in dieser Hinsicht beruhigt. Zur Zeit des Blitzkrieges im Westen brach in Zürich Panikstimmung aus. Im Mai 1940 verreisten viele in die Romandie oder in die Innerschweiz. Ich blieb ruhig. Zum einen wußte ich, daß die Bahnlinie über den Gotthard miniert war, die Viadukte bei einem deutschen Angriff gesprengt würden. Von Bahnangestellten erfuhr ich, daß die Nordsüdlinie Tag und Nacht so intensiv befahren wurde wie nie zuvor. Da die Achsenmächte auf die beiden Bahnverbindungen

31

Brenner, Gotthard angewiesen waren, dachte ich, daß die deutschen Generäle nicht so verrückt wären, diese Verkehrsader für Monate zu unterbrechen. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 war ich ganz sicher, daß die «neutrale» Schweiz für das 3. Reich als wirtschaftliche Verbindung nach außen unentbehrlich geworden war. Wie sich das im einzelnen zeigte, war damals nur zu erraten. Von der Garantieerklärung der Reichsbank an die Schweizer Nationalbank, daß die Schweiz nicht angegriffen würde, habe ich erst Anfang dieses Jahres gelesen. Genaueres über das Raubgold erfuhr ich aus dem Buch meines Freundes, des Historikers Werner Rings, vor etwas zwölf Jahren. Als die Bombardierungen der Alliierten begonnen hatten, war es nicht nur mir, sondern jedermann evident, daß die vor Bomben geschützte Schweizer Industrie insbesondere für Rüstungsgüter der Achse unschätzbare Dienste leistete. Viel später erst hat man mir erzählt, daß es damals in England den Spruch gab: Sechs Tage die Woche arbeiten die Eidgenossen für das 3. Reich und am Sonntag beten sie für den Sieg der Alliierten.

Seit dem Winter 1939-40 hatten wir noch andere Informationen. Die Presse berichtete nicht nur über die Politik des Bundesrates, über den absurden Slogan «Das Boot ist voll» des Bundesrats von Steiger. Kritische Stimmen fanden sich u.a. in der Basler «Nationalzeitung», in den «Basler Nachrichten» und dann in der «Weltwoche». Wir hatten einen großen und vielfältigen Kreis von gleichgesinnten Freunden gewonnen. Da waren erstens Journalisten, wie Robert Jungk oder Walter Gyssling. Die wußten über die Schweizer Politik mehr als sie damals publizieren durften. Unsere besten Freunde waren die Leute vom Cabaret Cornichon, besonders der Initiator Dr. Walter Lesch, seine Freundinnen und Freunde wie die jüdische Schauspielerin Katharina Renn und der politische Emigrant Gotthard Stehr «Antoine» aus Berlin. Dr. Lesch war mit dem Chef der eidg. Fremdenpolizei Dr. Rothmund wohl aus der Gymnasialzeit befreundet; war eine Intervention für einen Immigranten ganz dringlich, fuhr er nach Bern, speiste mit Rothmund und die Sache wurde zur Zufriedenheit bereinigt. Einmal kam er ganz bleich und verstört aus Bern

zurück. Allmählich gestand er: «Ich habe die Kontrolle verloren und ihm gesagt, daß er ein Arschloch ist. Nie mehr kann ich ihn um etwas bitten.» Wir trösteten ihn; einmal mußte es so kommen. Über jenen mächtigen Mann, dessen Anliegen es war, die Schweiz vor Verjudung zu bewahren, haben wir von Walter Lesch viel gehört. Ein weiterer Kreis von Freunden ergab sich aus dem Umgang mit Fritz Langhoff, den anderen Emigranten am Zürcher Schauspielhaus und ihren Schweizer Freunden.

Aber auch in der offiziellen Schweiz fanden sich Gleichgesinnte. Zwar bereitete mir die eidg. Medizinalprüfungskommission, vertreten vom Kinderarzt Dr. Reich am Stadelhofen in Zürich, eine böse Schikane, «weil ich als Jude froh sein müßte, zu leben und nicht noch die Frechheit haben durfte, Arzt werden zu wollen.» Ich wurde ausfällig; er hat sich nie gerächt. Die Uni machte mir hingegen keinerlei Schwierigkeiten. Der Bür-

32

germeister meiner Heimatgemeinde Linescio (TI) Giuseppe Bronz stellte mir sogar einen offiziellen Arierpaß auf einem amtlichen Formular für genealogische Forschungen aus, als ich im Jahr 1940 meine Eltern in Jugoslawien besuchen wollte.

Von der «anderen» Schweiz kannten wir schließlich zahlreiche Leute, meist Frauen aus den Zürcher Stadtkreisen 3 und 4, wo ich als Student praktische Ärzte vertreten habe, sozialistische Frauen oder die Frauen und Töchter schweizerischer Kommunisten – auch nach dem Verbot der KP 1941. Wenn ein illegal eingereister Genosse unbedingt untertauchen mußte, ging ich auf die Suche nach einer Bleibe für den Verfolgten. Immer war eine der Frauen bereit, ihn heimlich aufzunehmen und zu verpflegen, oft für längere Zeit. Wenn es zu brenzlich wurde, hat man den Untergetauchten an eine Freundin weitergereicht. Nie wurde (bis 1944) so ein Illegaler denunziert oder geschnappt. Ein Beispiel für diese Frauen ist Paula Suter, die sich damals als Gelegenheitsbuchhalterin durchschlug und zwei Söhne ohne Vater großzog, mit der wir bis zu ihrem Tod befreundet geblieben sind.

Als ich 1941 den praktischen Arzt Dr. Schaudt in Birmensdorf am Albis einige Wochen lang vertrat, hatte ich an seiner Statt drei Flüchtlingslager ärztlich zu betreuen, in Aesch, in Birmensdorf und ein Drittes. Viele Insassen waren krank. Ich nahm mir vor, wenigstens diejenigen, die es bitter nötig hatten, in Spitäler zu bringen, was mir auch gelang. Psychisch waren die meisten Insaßen ebenfalls am Ende. Jeder wußte Geschichten von Schicksalsgefährten, die aus der Schweiz nach Deutschland ausgeschafft worden waren. Da konnte ich ihnen nicht helfen. Viel unmittelbarer habe ich die Politik des «Boot ist voll» beobachten können, als ich 1943/44 etwa ein Jahr lang einziger Chirurgie-Assistent im Ospedale Civico Lugano war. Nach dem Sturz Mussolinis 1943 waren in Norditalien viele Flüchtlinge aus Nord- und Mitteleuropa und

italienische Antifaschisten aus ihren Verstecken aufgetaucht. Bald hatte der deutsche Sicherheitsdienst Italien auf seine Art reorganisiert und machte Jagd auf sie. Aus humanitären Gründen durften nur Frauen und Kinder in der Schweiz aufgenommen werden. Zur Abschreckung hängte die Gestapo einige Gefangene bei Chiasso in Sichtweite unserer Grenze auf. Darauf wurden die Grenzen, ebenfalls aus humanitären Gründen, ganz geschlossen. Nur wer irgendwie ins Landesinnere, Bellinzona, gekommen war, durfte bleiben. Der Kanton Tessin hatte 5000 Plätze für Unterkunft und Verpflegung von Flüchtlingen bereitgestellt; ich war für die ärztliche Versorgung vorgesehen. Diese Plätze blieben leer. Immerhin wurden danach im harten Winter 1943/44 einige hundert jüdische Flüchtlinge mit Hilfe eidg. Grenzwächter eingeschleust, unter ihnen mein Onkel Ing. Alfredo Zwillingler aus Triest und seine gebrechliche Frau, die ein faschistischer Oberst und Lagerleiter selber aus einem Lager bei Ancona freigelassen hatte. Die Stimmung im Tessin war anders als in den nördlichen Kantonen. Man wußte seit Jahren, was Faschismus ist. Mein Chef, der Chirurg Fausto Pedotti, nahm jeden Flüchtling auf, der in sein Spital kam. Ich mußte

33

einen Gipsverband anlegen und der Patient wurde für transportunfähig erklärt. Trotz der ungewöhnlich angestiegenen Zahl von Patienten hat keine Behörde diese illegale Praxis unterbunden.

Was ich im Militärdienst, meist in der «Zentralen Krankenabteilung» in Bad Ragaz, beobachtet habe, ist bereits erwähnt. Im Frühjahr 1944 wurde ich für ein «blaues Manöver» mit der «Ambulance Chirurgicale IV /1», einer Waadtländischen Einheit, aufgeboten. Mein Eindruck war, daß die Offiziere, von denen viele dem Verein «Arquebuse» angehörten, sich in ihrer Einstellung nicht von denen aus Zürich und Schaffhausen unterschieden. Inzwischen wurde der Glaube an die Armee gepflegt und der Mythos von der wehrhaften Schweiz und von «Heer und Haus» propagiert. Klaglos unterzogen sich die meisten Soldaten ihrer Pflicht und nahmen ohne zu murren ihre mißliche finanzielle Lage in Kauf. Mir war der Glaube an die Schlagkraft unserer Armee längst geschwunden, obwohl ich von militärischen Dingen nichts wußte. Allzu viele Pannen waren überdeutlich. Ich war verpflichtet, im Ernstfall die etwa 100 Patienten und das militärische Personal der ZKA in ein unterirdisches Spital zu bringen, während mein Kommandant meist abwesend war, durfte aber das Spital in einer Felsenhöhle nur einmal etwa zehn Minuten besichtigen. Der Schlüssel zum Eingang blieb trotz meiner Reklamation andauernd beim obersten Chef, der meist in Schaffhausen weilte und dort telefonisch nicht erreichbar war. Die Arzttasche für Erste Hilfe, die ich wie alle Sanitätsoffiziere tragen mußte, enthielt

Medikamente, die ich später bei einem Verwundetentransport in der jugoslawischen Armee in wenigen Minuten restlos aufgebraucht hätte.

Andererseits wurden meine Patienten in der ZKA in Ragaz gut versorgt. Meist waren es pflegeleichte Rekonvaleszenten. Die Unterkunft in einem ehemaligen Hotel war gut, das Labor hinreichend. Für etwa zehn Abklärungsfälle konnte ich, nach privater Absprache, Major Dr. Markoff, den hervorragenden Internisten des Kantonsspitals Chur rufen, der mit dem Auto herüberkam; für die Durchleuchtungen kam regelmäßig der Chefarzt der TB-Heilstätte Braunwald. Von beiden habe ich viel gelernt.

Auch daß die «Neutralität» eine ebenso nützliche wie schamlose Lüge war, habe ich selber erfahren und in meinem Erinnerungsbuch «Es ist Krieg und wir gehen hin. Bei den jugoslawischen Partisanen» (2) dargelegt. Wir wußten, daß eine besondere Organisation des SRK den bekannten Nazifreund Oberstdivisionär Dr. med. Eugen Bircher mit der Aufstellung schweizerischer medizinischer Hilfe beauftragt hatte und daß diese Missionen, ausgerüstet mit Material der Schweizer Armee, von der Deutschen Heeresleitung an der Ostfront eingesetzt wurden. Das war einer unserer Gründe, mit der CSS auf die andere Seite, zu den Alliierten zu gehen. In Bern hielt man uns vor, das verstoße gegen die Neutralität. Nur mit erpresserischen Finten konnten wir Ärzte Militäurlaub zum Zweck unserer medizinischen Hilfsmission erlangen. Erst allmählich haben wir aus der Darstellung von Historikern erfahren, daß insgesamt etwa

34

400 Medizinalpersonen im Durchschnitt vier Monate lang an der Ostfront arbeiteten und jeder Teilnehmer sich schriftlich verpflichten mußte, ausschließlich deutsche Soldaten, also keine Kriegsgefangenen oder Zivilpersonen, zu behandeln. Die Rotkreuzmission kostete mehrere Millionen Franken aus der Staatskasse und von Spenden kommerzieller Unternehmungen, während wir, sechs Ärzte und eine Laborantin, für ein Jahr etwa 15.000 Franken Spendengelder der CSS ausgaben. Erst 1987 fand eine Historikerin im Bundesarchiv Belege, daß ein Herr de Haller, der für den Bundesrat den Umgang mit humanitären Organisationen zu pflegen hatte, unsere Mission gemäß internationalem Abkommen der Deutschen Heeresleitung melden wollte, und dies bis ins Frühjahr 1945 versucht hat. Da die Besatzungsarmee die medizinischen Einrichtungen der «Banditen» suchte und alle Patienten und Ärzte liquidierte, wäre das unser Todesurteil gewesen. Nach dem Krieg galt unsere Mission allerdings als «Beweis» dafür, daß die Eidgenossenschaft auf humanitärem Gebiet beiden Seiten geholfen hatte.

Den Friedensschluß und auch den Churchill-Besuch in Zürich habe ich versäumt. Als wir im Sommer 1946 Titojugoslawien verließen, weil sich der Befreiungskampf rapide zu einem

stalinistisch-bürokratischen Staat wandelte, fand sich die Schweiz auf Seiten der Sieger. Bundesrat Pilez-Golaz mußte gehen, die anderen blieben. Perfekte «Wendehälse». Pro forma wurden noch einige kleine Landesverräter (an Nazideutschland!) zum Tode verurteilt und erschossen. Im Vertrag von Washington (1946) gelang es dem Botschafter Stucki gegen die freiwillige Spende von 250 Millionen Franken von den Siegern einen vollständigen «Persilschein» für die Schweiz zu erhalten.

Ja, noch eine persönliche Erfahrung zur heutigen Debatte: Mein damals etwa 75jähriger Vater, der als «heimgekehrter» Flüchtling in Lugano lebte, bat mich, bald nach 1952, ihm behilflich zu sein, das bei zwei Schweizer Banken deponierte Vermögen von zwei jüdischen Familien, deren Väter vernichtet worden waren, für die Nachkommen freizubekommen. Die eine Familie lebte in den USA, die andere in Budapest. Ich fand in Zürich einen Anwalt, angeblich den einzigen, der im Stande war so einen Anspruch durchzusetzen, und war bei einigen Verhandlungen allwesend. Da ich keine Notizen gemacht habe, weiß ich weder den Namen jenes Anwalts, noch um welche Banken es sich handelte, noch auch um wie viel Geld es ging. Ich weiß nur, daß man Unterlagen verlangt hat, einen Totenschein, den es natürlich nicht gab, daß sich der Anwalt aber nicht beirren ließ. Beide Summen waren erheblich, die eine unter, die andere über 100.000 Franken, und beide gab man nach mehreren Monaten heraus. Seit dieser Episode bin ich überzeugt, daß es nur mit der Energie meines Vaters und mit diesem versierten Anwalt (und mit dem Geld für sein Honorar) überhaupt möglich war, an den legitimen Besitz der Erben heranzukommen. Die Vermutung lag nahe, daß es analoge Fälle geben mußte, daß es

35

jedoch nur unter außergewöhnlich günstigen Voraussetzungen gelingen konnte.

Damit ist mein heute verwendbares Zeitzeugnis abgelegt. Ich zähle mich zu denen, die über die Rolle der Schweiz in diesen Fragen Bescheid wissen, ohne sich innerlich damit abzufinden. Die «historische Amnesie» der Schweiz war ja nicht vollständig. Max Frisch wußte Bescheid und verfaßte «Andorra», ungezahlte Historiker, Schriftsteller, Biographen, Künstler und Wissenschaftler, von denen manche das «Manifest vom 21. Januar 1997» unterzeichnet haben, dürften erleichtert sein; daß dieser Teil unserer Geschichte endlich öffentlich klargestellt wird. Ich selber stehe der Schweizer Politik skeptischer gegenüber, als wenn ich den Mythos der unbefleckten, neutralen, wehrhaften Schweiz nicht hätte durchschauen müssen. Doch verfolgte ich meine eigenen beruflichen, wissenschaftlichen und anderen Interessen. Ich genoß alle Vorteile, in einer bis vor kurzem ungebrochen prosperierenden Schweiz zu leben, mit einer Politik, die ihre

wirtschaftlichen Erfolge, ja auch ihren guten internationalen Ruf zum guten Teil dem Management ihres Sieges über die eigene Vergangenheit zu verdanken hat.

Als Psychoanalytiker habe ich nichts Neues aufzuklären, möchte nur einige durchaus bekannte Erscheinungen klarer fassen als es bei andern, die nicht «vom Fach» sind, oft vorkommt. Ein häufiges Hindernis in der Auseinandersetzung mit jener Epoche liegt darin, daß persönliche Schuld mit der historischen Verantwortung (die oft fälschlich als Kollektivschuld bezeichnet wird) verwechselt wird.

Wenn eine Person ein schweres Verbrechen begeht oder Beihilfe zu einem solchen leistet, ist vorgesehen, daß sie gerichtlich belangt wird. Kommt es innerhalb einer bestimmten Frist nicht zu einem gerichtlichen Verfahren, gilt die Tat als verjährt und kann nicht mehr gerichtlich verfolgt werden. Dies gilt in jedem demokratischen Staatswesen und natürlich auch in der Schweiz. Es bleibt der Person überlassen, sich mit der Schuld, die sie auf sich geladen hat, auseinanderzusetzen. Ethik und die Grundsätze der meisten Religionen verlangen Reue und eine Wiedergutmachung des Schadens. Was der Person weiter anhaftet ist die Schmach, ein Verbrechen begangen zu haben, die sich seelisch als Schamgefühl äußern mag.

Hat sich ein Staat – unter welchen Umständen auch immer, schuldig gemacht, gelten andere Regeln: Eine Verjährung gibt es nicht. Von einem demokratisch konstituierten, souveränen Staat wird erwartet, daß er sein schuldhaftes Tun später, wenn die Umstände es erlauben, aufklärt, selber anerkennt und alles unternimmt, um die Folgen so weit als möglich rückgängig zu machen und den angerichteten Schaden zu kompensieren.

Eine weitere Klarstellung ist am Platz, wenn vom «Erinnerungsdefizit», von der «historischen Amnesie» die Rede ist. Man spricht und schreibt von einer «Verdrängung» der dunklen Seiten der Vergangenheit (3), von

36

einer «doppelten Verdrängung». Damit wird ein Mißverständnis festgeschrieben, wie immer wenn ein psychologischer Begriff, der für das Individuum gilt, auf ein Kollektiv, eine Gruppe, Gemeinschaft, Masse, Öffentlichkeit oder auf ein Volk, eine Nation angewandt wird.

«Verdrängung» bedeutet, daß eine Erinnerung nicht mehr zugänglich ist, nur nach der Überwindung innerer Widerstände wachgerufen werden kann, daß das Ereignis vergessen ist und sich nur indirekt etwa in einem Symptom bemerkbar machen kann. Richtiger wäre es, von der «Unterdrückung» der Erinnerung zu sprechen. Warum die Erinnerung an die Politik der Schweiz in den «dunklen Jahren» unterdrückt wird, dafür braucht es keine tiefenpsychologische Erklärung. Pragmatische Interessen und die Gefühle der Scham, die den Umgang mit diesem Thema

bestimmen, erklären, warum man nicht daran denken und davon sprechen mag. Die Erinnerung ist bei denen, die es miterlebt oder davon gehört haben, abrufbar; also nicht verdrängt. Dennoch sind dabei psychische Mechanismen am Werk; die «Verleugnung»: ich weiß, so ist es gewesen, doch nein, so kann es nicht gewesen sein, und vor allen die «Isolierung»: einerseits weiß ich wie es war (mein Vater hat mir aus der Zeit des Aktivdienstes erzählt), das hat aber nichts mit meinen Erfahrungen zu tun, die sind ganz andere, ein humanes, vernünftig verwaltetes Gemeinwesen. Das eine bleibt vom andern isoliert. Beide Mechanismen stehen jedermann zur Verfügung, sind «normal», keineswegs Zeichen einer Pathologie.

Die Versuchung ist groß, Begriffe aus der individuellen Psychologie auf ein Gemeinwesen, auf die Öffentlichkeit anzuwenden. Eine irrationale, den öffentliche bekundeten Grundsätzen oder Absichten widersprechende Politik erinnert durchaus an das Verhalten verstörter oder neurotischer

Menschen. Kürzlich sprach die von mir hochgeschätzte Nationalrätin Grendelmeier im Schweizer Fernsehen von Abwehrmechanismen unserer Gesellschaft. Nun gelten aber für kollektive Erscheinungen andere Gesetze als für das Seelenleben von Individuen. Abwehrmechanismen ohne eine individuelle psychische Entwicklung, ohne eine Trennung von «bewußt» und «unbewußt» machen kaum Sinn. Das soll nicht heißen, daß es keine quasi mechanisch, immer wieder gleich ablaufenden Vorgänge im Kollektiv gibt, die man beschreiben kann.

Ohne hier die Theorie der «Massenpsychologie»(4) zu erläutern, möchte ich zwei psychische Phänomene erwähnen, die zum Verständnis der gegenwärtigen Diskussion beitragen. Es sind dies –mit dem neutralsten Ausdruck – zwei «commonly shared phantasies», der «Antisemitismus» und der «Mythos» der Schweiz in der Weltkriegszeit.

Das Symbol «des Juden» hat bei den meisten europäischen Völkern eine lange Tradition. Im Spätmittelalter von der christlichen Kirche entwickelt, symbolisieren die Juden die Mörder des Erlösers, sind schuld an allem Übel. Ein solches Symbol stärkt den Zusammenhalt, lenkt die Aggressionen auf einen fremdartigen, womöglich hilflosen aber unheimlichen Feind. Einmal entstanden, kann ein solches Symbol nicht durch Erfahrung

37

oder Aufklärung gelöscht werden, wirkt wie eine «Naturtatsache»(5). Es wird durch mündliche und schriftliche Überlieferung den folgenden Generationen weitergegeben. Längst vor der Erfindung des Rassismus ist das Bild des Juden bei Bedarf, mit immer neuer Gefährlichkeit und Börsartigkeit ausgestattet worden, während positive Erfahrungen mit Juden als Ausnahmen gelten mußten. (Die Psychoanalyse spricht von einem Introjekt, das durch projektive Identifikation

entstanden ist, und nennt die unbewußte Bereitschaft zu der besonderen Feindseligkeit gegen «den Juden» die «antisemitische Instanz»).

Auch der «Mythos» der Schweiz ist ein Symbol, das im 19. Jh. entstanden und für die «dunklen Jahre» verstärkt und modifiziert worden ist. Das Symbol ist eigentlich ein Haufen («cluster») zusammengehöriger Symbole. Es umfaßt erfundene «historische» Elemente, wie Wilhelm Tell oder Rütlichschwur, neuere Momente kollektiver Erfahrung, den Rotkreuzgedanken oder die Neutralität, alle von großer emotionaler Wertigkeit («Besetzung»). Ein eigentlicher Feind, gegen den Aggressionen nach außen abgeleitet werden können, ist in dem Mythos nicht auszumachen. Eher das irrationale Wissen, wir Schweizer sind besser als alle andern, in moralischer und manch anderer Hinsicht. Anders als alle Fremden sind wir wohl; «besser» gehört bereits zum irrationalen Kern dieses Symbol-Haufens, unseres unbewußten Introjekts. Davon ist die oft bemängelte Überheblichkeit der Schweizer oder auch die Xenophobie abzuleiten, die wiederum je nach Gelegenheit in der Politik verwendet oder bestritten werden kann.

Nie werden alle so haltbar etablierten kollektiven Symbole von allen Angehörigen einer Gemeinschaft geteilt. Es hat keinen Sinn, etwa zu fragen, welchen Prozentsatz einer Population man als «latent antisemitisch» bezeichnen müßte. Wenn man in der Weimarer Republik eine repräsentative Umfrage gemacht hätte, wären kaum mehr als 20% der Bürger/innen als Antisemiten einzustufen gewesen; unmittelbar nach der Machtergreifung Hitlers wäre es eine erdrückende Mehrheit gewesen.

In der Schweiz sind unter der Furcht und den drückenden Verhältnissen des eingekreisten kleinen Landes keineswegs alle Bürger/innen auf den Mythos der «neutralen wehrhaften» Schweiz eingeschwenkt. Nach 1945 als der Druck weg war und die Propaganda nachließ haben sich bis heute große Teile der Bevölkerung davon freigehalten. Zu ihnen gehören die erwähnten Historiker und kritischen Geister, die Nationalrat Blocher als «unschweizerisch» und andere als «Nestbeschmutzer» angreifen. Auch der Antisemitismus, seinem Wesen nach nicht ein einfaches Vorurteil, sondern eine traditionell «gemeinsame» Instanz ist keineswegs so verbreitet, wie es die empörten Leserbriefe und Anwürfe gegen jüdische Bössartigkeit (oder gar Verschwörung) erwarten ließen.

Wie es möglich ist, daß mehr als 50 Jahre und massiver Druck von außen nötig waren, um die Politik der Schweiz vor 1945 ins Licht des öffentlichen Bewußtseins zu rücken, diese Frage wird mir immer wieder

gestellt, wenn ich wie derzeit als Zeitzeuge dienen soll. Die Antwort auf diese Frage Würde eine Diskussion der Schweizer Politik und Wirtschaft in jeher Zeitspanne erfordern und nicht nur die historisch genauere Erforschung der Ereignisse, die in die Wege geleitet ist.

Immerhin kann ich behaupten, daß ein psychologischer Mechanismus am Werk war, der jenem individuellen Abwehrmechanismus der «Isolierung» sehr ähnlich ist. Die Isolierung der einen offiziellen Wahrheit von einem anderen tatsächlichen Geschehen ist in der Struktur jedes, insbesondere jedes demokratisch konstituierten Staates angelegt. Der ehemalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat in seiner Abschiedsrede betont, daß die Politik seines Landes nicht mehr wahrnehme, was Bürger und Bürgerinnen wirklich denken, brauchen und wünschen. Man müsse die Trennung der Politik von den Regierten überwinden, sie einander näherbringen. Der große Moralist George B. Shaw hat dasselbe mit scharfer Ironie gesagt: «Die Demokratie ist jene Staatsform, die verhindert, daß eine Nation eine bessere Regierung hat, als sie verdient.»

Bücherangaben:

- (1) «Über die Brücke» Karl Schiffer. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1988
- (2) «Es ist Krieg und wir gehen hin» Paul Parin. 3. Aufl., EVA, Hamburg, 1991
- (3) «Blinder Spiegel? Roman Bucheli NZZ 21.3.97.
- (4) «Massenpsychologie und Ich-Analyse», S. Freud. 1921.
- (5) «Instinktverlust und Symbolbildung» Harold Lincke, Quadriga Verlag, Berlin 1981.